Die Ueberschwenglichkeit des liebenden Mannes hatte ihre Berechtigung. Seine Braut war eine herrliche Menschenknospe; unverkennbar trotz des billigen Waschkleidchens, in dem ihr federnder Körper steckte. Ihre Stimme wurde unendlich traurig. „Du willst mich nicht verstehen, Fritz. Du gehst wieder weg. Auf wie lange? Ich weiß es nicht! — Wohin? Ich weiß es nicht! — Aber das weiß ich: Du bist in Gefahr. Dein Leben ist bedroht. Ich fühle es. Eines Tages kehrst Du nicht zurück.“ Das Mädchen preßte das Gesicht in die Hände, um die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken.

„Aber Maria, liebes Kind!“ bat der Mann betroffen. „Es ist wirklich nicht so schlimm und außerdem — notwendig. Sieh mal, wir wollen heiraten. Dazu gehört eine Wohnung, eine Aussteuer, kurzum Geld; und das verdiene ich, dazu übe ich meinen Beruf aus. Ich bitte Dich herzlich, mir zu glauben: Es ist ein anständiger, ehrenwerter Beruf. Nur verpflichtet er zum unverbrüchlichen Schweigen.“

Sie schmiegte sich an seine Brust und flehte: „Geh' nicht von mir. Ich fürchte mich, Geliebter.“

Der Mann schwieg lange. Dann antwortete er: „Ich will es versuchen. Nach meiner Rückkehr lasse ich mich in eine andere Abteilung versetzen. Nur dieses eine Mal muß ich noch gehen. Es gibt keine andere Möglichkeit. Pflicht ist Pflicht!“ — —

Der Mann mit den kalten, grauen Augen war der Leiter des Spionagesystems, den die Reichsregierung wie eine Stecknadel suchte und nicht fand. Er blickte die junge Dame vor seinem Schreibtisch scheinbar gar nicht an, als er langsam und betont erklärte: „Sie sind unterrichtet. Die Analysen des neuen Sprengmittels müssen binnen sechs Stunden jenseits der Grenze sein. Unsere Gegenspieler sind höllisch munter geworden. Keine Maus kommt mehr ungerochen über die Grenze. Es kommt also nur mehr Ihre Spezialität in Frage: Flugzeug, Fallschirmabsprung über offenem Wasser, Schiff! Sechs harmlose Seefahrzeuge sind auf Ihrem Wege stationiert. Ihr Flugzeug mag versacken. Man wird der verunglückten Fliegerin zwar das größte Interesse aber auch die größte Liebenswürdigkeit entgegen bringen, und ... ihr Gepäck nicht untersuchen, besonders nicht ihre verschiedenen Tuben Zahnpasta, Hautcreme, Puder, Seifen. Alles übrige überlasse ich Ihrer Intelligenz.“

„Und wenn ich ‚Nein‘ sagte!“

Der Mann überhörte den Einwurf und fuhr fort: „Seien Sie auf der Hut! Unter dem Dutzend wirklich gefährlicher Gegner befindet sich der gerissenste Spürhund dieses staatlichen Schnüffelunternehmens, der junge Gerlach.“

Ein Schrei durchgellte den Raum: „Unmöglich!“

„Vor dem ist kein Ding unmöglich. Hat er es doch verstanden, sich mit einer der unseren zu verloben, um sie auszuhorchen.“

„Niemals hat er das getan. Er weiß nicht, wer ich bin. Und ich kannte i h n nicht. Ich sage ‚Nein‘, dreimal ‚Nein‘! Ich gehe nicht!“ Sie fühlte zitternd, wie die Schlinge, in die ihr ehrgeiziger Sportsinn sie hinein getrieben, sich über ihr zusammenzog.

„In meinen Diensten sagte noch nie einer ‚Nein‘!“

„Ich sage es.“

„Dann liegt morgen ein toter Mann vor Ihrer Wohnung!“

„Also Gewalt?“

„Nicht ganz. Tun Sie Ihre Pflicht, dann tue ich, was ich noch niemals tat. Ich entlasse Sie aus meinem Dienst. Sie wären die erste.“

Das bleich gewordene Mädchen rang schwer um einen Entschluß. Endlich raffte es sich auf: „Ich übernehme den Auftrag.“

In dem Gesicht des Mannes veränderte sich keine Linie. „Ich habe mich noch nie in meinen Leuten getäuscht“, sagte er langsam und betont. —

Fritz Gerlach befand sich auf dem Weg zu seinem Vorgesetzten, dem Chef des Spionageabwehrdienstes. Vor einer Litfaßsäule blieb er lange stehen. Eine Fabrik kosmetischer Mittel machte mit dem hübschen Gesicht einer internationalen Sportdame Reklame. Das lachende Gesicht da auf dem Plakat hatte so verblüffende Aehnlichkeit mit dem Gesicht seiner Braut, daß es ihn erschreckte und verwirrte; über den ganzen Weg, bis er vor seinem Chef stand und dessen Anweisungen seine volle Aufmerksamkeit erforderten. Der schloß seine Ausführungen: „Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich mich in dieser sonderbaren Sportsdame täuschte. Sie folgen ihr, und wenn sie zum Nordpol fliegen sollte. Sie haben j e d e Vollmacht. Ihr Flugzeug wird bei der Ankunft in Ersatzteile zerlegt. Sie überwachen die persönliche Untersuchung bis auf das rosenrote Häutchen dieser Dame. Aber Vorsicht, Vorsicht, junger Mann! Das Weib hat den Teufel im Leibe.“ — —

Schon seit Stunden jagte Gerlach mit 180 Kilometer Geschwindigkeit hinter dem bewußten Sportflugzeug her. Wie ein schimmernder Punkt zog es weit voraus seine Bahn. Sonst ringsum nur Himmel, Wolken, Wasser, und ab und zu tief unter einer Wolkenlücke ein Schiff. Die Sicht verschlechterte sich. Er mußte näher heran. Verbissen setzte er das letzte Restchen Gas und Frühzündung ein. Langsam holte er auf.

Hallo! Was war das? Das Flugzeug vor ihm schwankte, als wenn ihm die sichere Führung fehlte. Rein zufällig sah er unter sich. Durch einen Wolkenschleier blinkte im Bruchteil einer Sekunde ein schimmernder gelber Fleck auf: ein Fallschirm! Unbemerkt hinter einer Wolkenbarre vom Flugzeug abgekommen. Herunter! In steilem Gleitflug stieß seine Maschine zur Wasserfläche nieder. Ein Fischdampfer nahm bereits Kurs auf die Abschwebende. Er kam ihm zuvor. Seine Maschine wasserte kaum 50 Meter von der im Rettungsring Treibenden. Auf seinen Zuruf schwamm sie gehorsam heran und ließ sich ohne Widerstand an dem zugeworfenen Haltetau auf das Tragdeck ziehen.

„Maria! Du?“

„Ja, ich. — Hier die Analysen! Es wäre mir ein leichtes gewesen, sie zu versenken. Ich wollte Deinen Erfolg.“

Mit zitternden Händen nahm der Mann die dargereichte Kartentasche in Empfang. Sein Gesicht war bleich und starr wie das eines Toten. „Was nun?“ flüsterten seine Lippen.

„Fliege zurück. Ich trage meine Strafe. Hier auf dem Tragdeck, dicht am Rumpf, bleibe ich sitzen. Keine Angst! Vorwärts!“ Sie zwang sich zu äußerster Härte, während ihr Herz in rasenden Stößen hämmerte unter der Sehnsucht nach einem einzigen Wort, nach der einen Frage aus seinem Munde: „Warum hast Du das getan?“ Und dann ihre Antwort: „Ich tat es für Dich.“

Die Frage blieb ungefragt. Die Antwort ungesprochen. In mechanischer Willenlosigkeit ließ Gerlach den Motor anspringen. Sanft hob sich sein Fahrzeug von der ruhigen Wasserfläche. Scheu spähte er über den Bordrand hinunter auf die Tragfläche. Sie war leer. Er riß das Flugzeug herum. Schon weit hinten verschwammen ein paar zitternde Ringe auf der öligen Wasserfläche. Ein Rettungsring trieb leer.

Dreimal kreiste das Flugzeug. Nichts. Er gab Höhensteuer, ohne es zu wissen. Der Motor hämmerte unaufhörlich im Takt der Explosionen: Pflicht ist Pflicht!

Der Polarkreis die Heimat der Hindus?

Während wir Europäer heute als Wiege der Menschheit im allgemeinen die Hochländer Mittelasiens annehmen, sucht eine bestimmte indische Sekte die ursprüngliche Heimat der Hindus hoch oben am Polarkreis. Diese Ansicht wurzelt so fest in der Vorstellung der Sekte, daß sie noch heute alljährlich zwei Vertreter nach Grönland entsendet, die dort für die Seelen der verstorbenen Vorfahren Opfer darbringen. Die Polargegenden sollen nach Meinung dieser Hindus vor vielen Jahrtausenden fruchtbares Land gewesen und erst später vereist sein. Der dänische Forscher Dr. Matthisen beschloß der Sache auf den Grund zu gehen. Er machte mit Hilfe einer Amerikanerin, Miß de Longue, im Spätsommer dieses Jahres in der Nähe der Eskimosiedlung Imugsuk recht erfolgreiche Ausgrabungen. Unter anderem fand sich ein mit Ornamenten verzierter Becher aus getriebenem Silber; außerdem förderte man mehrere Platten mit Darstellungen der Walfischjagd zutage. Das bislang vorliegende Material ist noch nicht zahlreich genug, um die alte Hindu-Ueberlieferung zu bestätigen.

Das verkannte Genie.

Gambetta, der Leiter der französischen Politik, wollte den im Aufgange seines Ruhmes stehenden Bildhauer Rodin kennen lernen. Ein Zusammentreffen während einer Abendgesellschaft bei Madame Adam sollte die erste Annäherung vermitteln. Die Einladung lautete auf neun Uhr, und pünktlich mit dem Glockenschlag betrat der Künstler das Haus. Die gesellschaftliche Sitte, erst drei Viertelstunden nach der angegebenen Zeit zu erscheinen, war ihm fremd. Deshalb fand Rodin den Saal noch leer, nur Bediente standen umher. Er glaubte, sich in Hausnummer oder Stockwerk geirrt zu haben, und fragte daher einen Diener: „Bin ich hier recht bei Madame Adam?“ Rodins ganzes Aussehen, besonders sein großer Bart, schien nicht auf erstklassige Gesellschaft zu deuten. Man sah ihn daher zunächst ratlos an, bis schließlich einem Bedienten eine Idee kam. Er gab Rodin ein Servierbrett und fragte: „Auch zur Aushilfe gekommen, Kollege?“

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

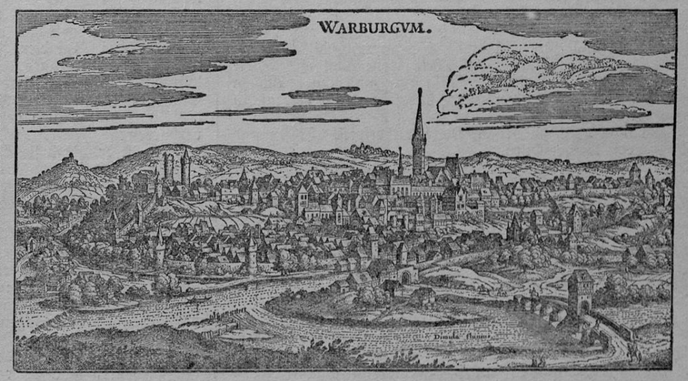
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 88 — 2. November 1929 — 4. Jahrgang

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.

11. Fortsetzung.)

„Justus Waltherspiel an Thetalla, die Römerin:

Gruß zuvor und alles Glück der Götter über Dich, Du Stolze, deren Haare süßer duften als die wunderbaren Wohlgerüche in dem Spezereienladen an dem Fuß des Aventinus. Diese goldene Venustaube weiß es. Ich lasse diesen Brief durch einen Sklaven schreiben, der nicht nur der Sprache aller Römer, Griechen, Byzantiner und Aegypter, sondern auch der Zunge der Barbaren, insbesondere jener rauhen wilden Leute, die im Kreise Rinkstedt wohnen, mächtig ist. Und ich ließ ihn peitschen daß sein Geist ermuntere und die schönsten Worte suche, wie man Blumen pflückt, damit sich dieser Brief Dir wohlgefällig in die zarten Ohren schmeichele, o Thetalla!

Wenn Du Deiner Lieblingssklavin aufträgst, diesen Brief vor Dir zu lesen, so möchte ich Dir raten, daß auch Du sie vorher peitschen lassen mögst, so daß ihre Lippen blühender und heißer jene Worte formen können, die mir die Verehrung eingab.

Der Sklave, den ich zu Dir schicke, legt in Deine Hände, deren Wohlgestalt Minervas Neid erregen müßte, eine goldene Spange, die dereinst Dein Haar geschmückt hat. Du verlorst sie scheinbar, als Du durch den Garten schrittest, der durch Dich ein Garten Eden wurde, o Thetalla.

Möchte Dir die Venustaube Glück und ungezählte Freuden bringen! Mir aber, der sie Dir, Gebieterin, zurückerstattet, einen Lichtstrahl Deiner Gunst.

Vale!“

Nur ein Wort aus Herrenstein kam wieder. Ein Kärtchen der Baronin. Darauf flüchtig hingeworfen:

„Dank! B. L.“

Immerhin, es war genug. Die Handschrift war die gleiche wie auf jenem Zettel in dem Nachlaß Reinhold Waltherspiels. — — —

* * *

Trübe kroch der Tag herauf. Es wurde Morgen. Waltherspiel stand im Vniama fröstelnd, mißgelaunt in dem Garderobenzimmer. Sämtliche Beleuchtungskörper brannten. Waltherspiel sah abgespannt und übernächtig aus. Er legte die Gillette ins Etui zurück, nahm die Kölnisch-Wasserflasche, rieb sich das Gesicht, auf dem sich zwischen Mund und Nasenwurzeln tiefe Falten zogen. Plötzlich fing das Telephon zu läuten an.

Waltherspiel warf einen resignierten Blick auf seine Uhr. Es war halb neun Uhr. Er nahm den Hörer ab.

„Bitte.“

„Erika Labuhn.“

Waltherspiel hob seinen Kopf. Er straffte sich.

„Mein gnädiges Fräulein . . .“

„Ich muß Sie sprechen, Dr. Waltherspiel. Können Sie nach elf Uhr bei uns sein? Papa ist bis um zwölf Uhr mittags in der Wirtschaft. Wir haben also Zeit genug, um ungestört zu sprechen. Hernach bleiben Sie zum Frühstück. Gilt's?“

„Ich werde dort sein,“ sagte er zurück.

* * *

Draußen lag der Garten . . . nebelschwer, überrieselt von dem Tropfenfall des Frühlingsregens. Aus der Ferne klangen hier und da Geräusche. Ein zerfetzter Ruf . . . manchmal Pfiffe von Maschinen. Aber wesenlose Weite lag auf diesen Dingen wie ein ferner müder Klang.

Waltherspiel warf einen kurzen Rundblick auf die Louis-Seize-Einrichtung des Salons. Er verbeugte sich. „Sie befahlen.“

„Nein, ich bat. Wir sind unter uns. Würden Sie mir sagen, wen Sie neulich mit dem Herrn, der einen kurzgeschnittenen Vollbart hatte und an seinen Händen Narben die von Hundebissen stammen, meinten?“

Waltherspiel hob seinen Kopf. „Ja. Madernburg.“

„Und Sie glaubten, daß er mit dem Mord an Ihrem Bruder in Verbindung stehe?“

„Ich h a b e es geglaubt.“

Sie stützte ihre Hände auf den Tisch und blickte Waltherspiel mit rätselhaftem Ausdruck in die Augen. Langsam sagte sie:

„Nein, es war nicht Madernburg. V i e l l e i c h t — — ein andrer aus dem Kreise Rinkstedt.“

Waltherspiel schob beide Hände in die Anzugtaschen. Er blickte eine Weile schweigend auf den Teppich. Leise wiegte er den Kopf und fast schien es, daß er selbst nicht wisse, was er tue.

„Das ist sonderbar,“ begann er dann. „Nicht sowohl, daß Sie dies sagen, also daß Sie mir dies Zugeständnis heute selber machen, sondern vielmehr, daß Sie Ihre Ansicht über die Besprechung dieser Frage so verblüffend schnell geändert haben.“

Sie zuckte hilflos mit den Achseln. Leicht, wie bittend strich sie mit den Fingern seinen Unterarm entlang. „So sonderbar, wie diese ganze fürchterliche Sache überhaupt. Wäre es nicht möglich, daß von heut' zu morgen, in den etwa 40 Stunden, da wir uns nicht sahen, ein Ereignis eintrat, das die ganze Lage oder unsere Stellungnahme zu den Dingen ändern mußte?"

Er wiegte seinen Kopf. Richtete sich plötzlich auf. „Alles das ist für mich unverständlich. So unverständlich wie — Verzeihung! — wie Sie selbst. Ich werde nicht viel Worte machen, gnädiges Fräulein. Also kurz und gut. Wollen Sie mir helfen? Oder muß ich das, was mich bewegt, in mich verschließen?"

„Ich möchte Ihnen helfen, Dr. Waltherspiel. Ihnen und Baron von Madernburg."

„Ma — —?" Er brach plötzlich ab. Lehnte sich zurück. „Also bitte, reden Sie."

„Eine Frau denkt anders wie ihr Männer. Weil sie mit dem Herzen, mit den Nerven denkt. Gewisse Dinge hat sie im Instinkt. Euer Fehler, lieber Doktor, ist es, daß ihr uns mit euren Maßen messen wollt. Rund herausgesagt, mein Freund, Ihre These Madernburg — — —"

Sie lächelte ein wenig. „Ich will Sie nicht verletzen. Aber dieser über alle Maßen unvorsichtige Hinweis, daß der Mörder Ihres Bruders hier im Kreise Rinkstedt wohne . . . die Sache mit dem Spitzbart und den Narben an den Händen. Sie hätten Ihnen in der ganzen Gegend Achselzucken oder Haß, wahrscheinlich ein Duell, Verachtung und Gelächter schließlich eingetragen. Sie hätten sich blamiert. Sie hätten Ihre Sachen packen können. Und — — was dann?"

„Ich hätte der Gerechtigkeit gedient."

„So nicht. Großer Gott, so nicht. Man soll in solchem Falle tausend Augen, tausend Ohren, tausend Sinne — aber keine Zunge haben. Die Zunge darf erst reden, wenn sie ihre These mit der Waffe bündiger Beweiskraft stützen kann. Ich habe Sie um Vorsicht bitten müssen. Ich bitte, daß Sie solche auch in Zukunft üben. Aber — es sind Dinge eingetreten, die erhöhte Wachsamkeit bedingen. Ich besorge, daß das Schicksal Ihres Bruders auch noch einen Zweiten treffen könnte. Den Baron von Madernburg."

Er wurde blaß. Er dachte an den Ausklang, den das Fest in Herrenstein genommen.

„Lucchesini . . ." zischte er erregt.

„Vielleicht . . . vielleicht auch nicht. Sicher ist, daß jene schwarze Rose neulich an der weißen Toga Frau von Madernburgs vom Herrensteiner Treibhaus und aus Lucchesinis raffinierten Rosenzuchtversuchen stammte. Und daß gestern auf noch ungeklärte Weise wieder zwei der sonderbaren Rosen in das Latscher Schloß gelangten. Also zwei! Drei von diesen schwarzen Rosen sind — vielleicht — der Tod."

Er strich mit beiden Händen seine Schläfen abwärts. „Ja, die dritte. Wenn Sie mir die Lösung dieser fürchterlichen Rätsel sagen könnten."

„Lösung . . .? Solche rätselhaften Dinge lassen sich nicht wie ein Kreuzworträtsel lösen. Sie können aus der Seele wachsen und im Blute liegen, ohne daß sie der Verstand erklären kann. Lucchesini sehen Sie . . .! Er hat zu seinen glänzenden Charaktereigenschaften andere, die . . . die gefährlich sind. Er ist ein Edelmann von bester Form. Er ist die Güte in Person. Es gibt nichts, was er nicht für andere täte, wenn sie sich in Not befinden. Er würde sein Vermögen . . . ja sein Leben opfern, wenn ein großer Zweck dies nötig machte. Aber wehe, wenn ihm ein Rivale in die Quere tritt. Denken Sie sich bitte in die Seele eines Menschen, der so über alle Maßen . . . bis zum Wahnsinn liebt, daß er von nichts anderem weiß, nichts sieht und denkt als jene, die er liebt. Und danach kommt ein dritter, der ihm diese eine nimmt. Dann erwachen die Instinkte in ihm, die aus tiefster Tiefe rühren. Das ist das psychologisch Rätselhafte an Baron von Lucchesini. Er ist ehrlich bis zum Freimut und im gleichen Maße böse und verschlagen. Er würde seine Freunde nicht verraten . . . nicht um einen Preis, er sei so hoch er wolle — und er könnte kalten Blutes morden, wenn ihm jemand seine Frau entführen wollte. Sein Name, sein Prestige und seine Mannesehre sind es, die ihm über alles gelten und für die ihm keine Tat zu schlecht und zu abscheulich wäre. Vielleicht ist all' das atavistisch zu erklären. Und auch dadurch: Lucchesini stammt aus einem Land, in dem noch heute die Vendetta Geltung hat."

Waltherspiel schloß momentan die Augen. Er dachte nach. Waren nicht die Träume, Pläne, Wünsche und Gedanken eines Menschen anders als die Wirklichkeit? Alles das, was Erika Labuhn ihm sagte, war verständlich . . . nicht zu widerlegen. Lucchesinis Bild stand ziemlich fest. Aber sonderbar erschien es, daß man trotzdem nicht mit grenzenlosem Haß und Abscheu seiner denken konnte . . . daß ein leiser Hauch von Tragik, ja von Mitleid dieses Bild umfließen wollte.

Waltherspiel sah auf. Er fühlte, wie die Augen Erika Labuhns auf ihn gerichtet waren. Beider Blicke wichen voreinander aus. In dem Zimmer lag die Schwermut dieses trüben Frühlingstages. Graue Schatten standen in den Winkeln. Fast unhörbar war der Pendelschlag der Zeit. Stand er still in diesem Raum, in dem es schien, daß selbst die Dinge ihren Atem hemmten, um betroffen lauschend zu verharren?

„Das ist er. Und sie?"

„Sie . . .? Ein Rätsel auf der femininen Seite. Gut und böse. Aber — wie gesagt, es handelt sich um etwas anderes. Darum, daß ich Sorge habe. Eine grenzenlose unbestimmte Angst!"

Er schwieg.

Madernburgs verreisen morgen früh. Nach dem Süden. Sie sind dann Wochen fort. Und im Juni gehen Lucchesinis an die See. Aber heute Abend . . .! Ich befürchte, daß sich Madernburg und Frau von Lucchesini nochmals treffen, um sich Lebewohl zu sagen. Lucchesini — — Doktor — —!"

Hatte er gelächelt?

„Nein. Sie nehmen das zu leicht. Es ist da manches, das zu denken gibt. Aber — — alles was ich sagen müßte, will mir unzart oder indezent erscheinen. Was gehen mich die Herzensangelegenheiten Frau von Lucchesinis an? Ich möchte niemand anderm davon reden. Nur — — —"

Sie wandte ihren Kopf zu ihm herum. Beider Augen trafen sich.

Schweigend senkte sie den Blick. Aber plötzlich unter einem hilflos ängstlichen Empfinden und Erinnern zuckte sie zusammen . . . hob die Schultern. „Wollen Sie mir helfen, lieber Freund? Sie werden heute noch mit Madernburg von Lucchesinis Argwohn sprechen? Werden — — nun gut — warnen Sie."

„Es ist selbstverständlich, daß ich alles mögliche versuchen werde, um ein Unglück abzuwehren."

Sie erhob die Hand mit einer warnenden und resignierten Geste. „Alles — ja. Nur — —"

„Mit der Klugheit einer Schlange, mit dem Takt des Gentlemans, mit der Seele eines unerschrockenen Mannes."

Sie zog sehr tief den Atem ein — ihr Mund blieb stumm. Dann nickte sie und reichte Waltherspiel die Hand.

* * *

Bald nach vier nachmittags hielt das Waltherspielsche Auto in der Auffahrt vor Schloß Latsch.

Der Waltherspielsche Diener riß die Türe auf.

„Melden Sie mich," sagte Waltherspiel.

„Frau Baronin schlafen noch. Herr Baron sind eben fortgeritten."

„Wohin?"

„Ich vermute in die Wirtschaft."

Waltherspiels Gesicht verzerrte sich. Zu spät . . .

Er bestieg sein Auto.

Als er auf der Straße ankam, ließ er wenden. „Herrenstein," befahl er dem Chauffeur.

* * *

„Herr Dr. Waltherspiel."

Lucchesini strich das dunkle Haar zurück und legte seine Finger glättend um den Knoten der Krawatte.

„Wo ist die Frau Baronin?"

Der Diener betrachtete ihn prüfend. Die Blicke beider trafen sich. Lucchesinis Augen blickten seltsam lauernd. Eine hinterlistige Frage lag darin. Die des Dieners waren starr und glänzend.

„Ich habe keine Ahnung, Herr Baron."

„Bitten Sie den Herrn nach meinem Zimmer."

„Sehr wohl." — —

Lucchesini warf den Hut und Reitstock achtlos auf den Divan. Danach schritt er schnell an den Kamin. Die Tür ging auf. Lucchesini drehte sich mit einem Ruck herum.

„Guten Tag, mein Freund."

„Guten Tag, Baron."

Lucchesini nahm den Zigarettenkasten. Reichte ihn zu Waltherspiel.

(Fortsetzung folgt.)

Der Violette Keller.

Skizze von Alfred Kühnemann.

Harlem in einer heißen Julinacht. New Yorker Neger lungern lautlos auf den Straßen herum. Eine gespannte Atmosphäre liegt über dem ganzen Viertel.

Vorsichtig schlendere ich die Fünfte Avenue ein. An drei Ecken stehen stumme Gestalten, die auf etwas zu warten scheinen, ich besetze planlos die vierte. Die Avenue ist leer. Nur Autos rasen rücksichtslos über das Pflaster.

„Was wollen Sie hier?" fragt jemand mit harter Stimme.

„Nichts."

„Machen Sie keinen Ulk!" Ein Negerpolizist steht vor mir. „Wohnen Sie in Harlem?"

„Nein", bemerke ich ebenso trocken wie vorhin.

„Zum Teufel mit Ihnen!" braust der Schwarze gereizt auf. „Packen Sie sich weg von hier. Aber hüten Sie sich, anderswo auf Alkoholautos zu warten!"

Verdutzt gehe ich weiter. Ein peinlicher Zufall. Die Avenue ist von Polizisten besetzt, die anscheinend einen nächtlichen Alkoholtransport abfangen wollen und mich für einen Bootlegger-Gehilfen gehalten haben.

Oh, diese höllenheiße New Yorker Luft! Man könnte den Ozean austrinken! Die Restaurants sind geschlossen, aber an vielen Privathäusern glimmen farbig erleuchtete Fenster auf, aus denen gedämpfte Musik in die Nacht quillt. Mattes, violettes Licht dringt geheimnisvoll verlangend aus einem Keller. Hat man mir nicht soeben gewinkt? Behutsam taste ich ein paar Stufen hinab. Ein häßlicher Vorraum mit einer Tür im Hintergrund, durch deren Guckloch ich beobachtet werde.

„Laß ihn eintreten, Milly", höre ich jemand sagen. Die Angeredete lacht hell auf, und unsagbar schön flutet violettes Licht über eine im Türrahmen erscheinende Mädchengestalt; ihr Kleid ist an der Schulter leicht aufgerissen, ich sehe eine dunkelbronzene Haut von seltener Reinheit, die sie schamhaft zu verbergen sucht.

„Setzen Sie sich ein bißchen!" sagt Milly im Tone einer vollendeten Dame. „Hier ist es kühler als auf der Straße."

Ein eleganter Barraum eröffnet sich, an Wänden und auf Tischen violette Lampen, violette Samtmöbel um eine Tanzfläche herum, violett sind auch die Gesichter der Anwesenden, alles ist in dasselbe giftig-süßliche Licht von Verwesung getaucht. Einer der vielen nassen Flüsterplätze New Yorks.

Ich plaudere mit Milly und trinke Soda mit Whisky. Sie sei eine Halbnegerin, ihr Vater ein Italiener Bellami.

Fragen und Antworten gehen lustig hin und her wie die Whiskygläser auf meinem Tische, und langsam wechselt die Szene. Die Bronzene vor mir wird zu einer Zauberin, die Getränke aus afrikanischen Kräutern bereitet. Wilde Jazzrhythmen winden sich wie exotische Schlingpflanzen durch den Raum, eine unerträgliche Tropenhitze legt sich lähmend um meine Knochen, die sich aus ihren Gelenken lösen. Rings um mich trinken Neger und Negerinnen aus schmalen Flaschen, die sie in der Luft herum schwenken und schnell wieder verstecken. Die ganze Bande tobt wie ein wild gewordenes Negerdorf. Ein riesiger Afrikaner schlägt krachend auf den Tisch. „Well, die Sache ging gut, den haben wir trocken gestellt!" Was die Kerls damit meinen, frage ich Milly mißtrauisch und will gehen. Sanft zieht sie mich zurück und plaudert ein Geheimnis aus.

Ein Alkoholtransport sei durch einen neuen Trick vor einigen Stunden in Harlem angekommen. Man habe in Autos elegant gekleidete Personen gesetzt, deren ganzer Körper aus einem zusammenhängenden Blechgefäß bestand, das bis zum Kopfe mit Alkohol aufgefüllt war. Also darum jene rätselhafte Spannung auf den Straßen. Ich bin in das Viertel einer schwarzen Schmugglerbande geraten.

Raus aus dem Keller! Aber warum kann ich meine Beine nicht finden? Sie tanzen einige Meter vor mir, während ich gegen will. Ein ganz dummer Anblick. Milly hält meine Hand mit einem traurigen Blick fest und spricht vom Nimmerwiedersehen mit weißen Männern. Schwankender Entschluß läßt mich einen Augenblick zögern.

Da bricht ein fanatisch sinnlicher Tanz los. Das Parkett wird ein Gewühl von Leibern und Gliedmaßen. Eine schwarze, siedende Masse wogt auf mich zu, aus der sich weiße Zähne und schwarz-rote Gaumen wie Wellengekräusel an die Oberfläche heben. Kein Mensch kümmert sich hier um mich. Wo ist Milly? Ich arbeite mich in der schwarzen Flut wie ein Ertrinkender an dem Saxophontrichter eines Musikanten empor. Plötzlich bricht der Jazz ab, ich stehe allein mitten auf dem Parkett. Rollende weiße Augenkreise in schwarzem Rahmen sind auf mich gerichtet. Ich weiß nicht mehr, was ich tue. „Prohibischen!" brülle ich in den Saal. Ein höhnisches Gelächter gellt als Antwort in meinen Ohren. Ich schwanke an den Bartisch, ziehe eine Zwanzigdollar-Note, um zu zahlen.

„Old Chap", grinst der Mixer, „wir haben kein Wechselgeld", und läßt den Schein in seiner Tasche verschwinden.

„Halunke, gib das Geld heraus!" Ein Schlag von hinten streckt mich nieder. Man umringt mich wie ein erlegtes Buschwild. Milly kauert neben mir und beißt verlegen in ihr Taschentuch.

Was jetzt folgt, ist mir bewußt. Zuerst werde ich hinter dem Schenktisch liegen, dann auf einem einsamen Vorstadtfeld gefunden werden. Ich will aufschreien, aber meine Zunge ist gelähmt. Der amerikanische Satansalkohol hat mich niedergestreckt.

In diesem Augenblick betritt eine uniformierte Person den Raum. Ich erkenne den Polizisten aus der Fünften Avenue wieder. Hilfesuchend blicke ich ihn an. Milly spricht erregt auf ihn ein. Der schwarze Beamte wehrt ab.

„Sie sind Agent einer weißen Schmugglerbande!" beginnt er zornig. „Aus der Fünften Avenue habe ich Sie vor zwei Stunden weggejagt, aber hier haben Sie ihre Spionage fortgesetzt. Sie bemühen sich vergeblich, mein Herr", fährt er ironisch fort. „In Harlem arbeitet die schwarze Polizei mit den schwarzen Schmugglern zusammen, das sollten Sie wissen. Ins Auto!"

Die Kette von Mißverständnissen ist nicht mehr zu lösen. Ein wahnsinniger Schrecken überfällt mich. Man hat vergessen, meine Arme und Beine einzupacken. Rast der Wagen nach der Polizeistation oder auf die Vororstraße? Die Eindrücke fliegen wie Fetzen an mir vorüber. Schließlich sitze ich vor einem schwarzen Polizeirichter. Bei Gott, ich habe keinen Rumpf mehr. Mein Kopf steht in einem Armsessel, und über die Kante eines Schreibtisches hinweg kann ich gerade in das strenge Gesicht meines neuen Peinigers sehen.

„Ihr Leugnen hilft Ihnen nichts", beginnt er trocken, „der Indizienbeweis ist geschlossen. Sie sind des Mordes an dem Italiener Bellami überführt. Im Namen der Regierung des Volkes, für das Volk, durch das Volk . . ."

„Waas?" will ich schreien und starre in sein gleichgültiges Gesicht. Bin ich wirklich zwischen die Räder zweier Schmugglerbanden geraten? Hat man mich in die Rolle eines berüchtigten Straßenräubers gesteckt, um mich an seiner Stelle zu verurteilen?

„Weg von meinem Kopf!" kann ich jetzt mit einem Male brüllen, als man mir den Schädel zu rasieren beginnt, um die Elektrode des elektrischen Stuhles anschnallen zu können.

„Weg!" schreie ich — und recke mich schwerfällig in den Armen meines violetten Plüschsessels auf. Durch die Kellerfenster strömt das Morgenlicht. Ein freundlicher Negerwirt geleitet meine ersten Schritte die Treppe hinauf.

„Wir wollten Sie nicht wecken", sagt er mit einer unterwürfigen Service-Miene. „Empfehlen Sie uns bitte Ihren Bekannten, 134 East, 151 st Street."

Pflicht.

Skizze von A. Schöneberg-Rodenbach.

Auf einer Bank des Stadtparkes saßen zwei junge Menschen, offensichtlich Liebende. Die Stimme des Mädchens umschmeichelte den Mann: „Ich bitte Dich, Geliebter, sage mir, wer Du bist, was Du bist. Ich weiß nichts von Dir als Deinen Namen." Ihre schwermütigen Russenaugen bettelten um Antwort wie die Lichter eines treuen Hundes. Ein fröhliches Knabenlachen perlte aus dem Munde des Mannes auf, ehe er antwortete: „Das kann ich Dir sehr genau sagen, Mädel. Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, seitdem ich Dich kenne, seitdem ich weiß, daß Du mir gehörst."